

Frankosische Post

19190324
202-1110133

Erscheint 2mal wöchentlich:

am Donnerstag und am Sonntag.

Bezugspreis: 30 Mk. für 1 Mt. Anzeigen:
die 2mal gefaltene Kleinzeile auf der ersten
Seite 4 R., auf der 4. Seite 3 R.

Adresse d. Redaktion u. d. Geschäftsstelle: Kirchenstr.
(Kirotschnaja), 27, neben der deutschen Bibliothek.
— Geschäftsstunden (außer an Sonn- u. Feiertagen)
von 11—1 Uhr vorm. (zu fragen nach W. Bauer).

Nr. 37.

Sonntag, den 9. Mai 1920.

12. Jahrgang.

Schwefelblüte bester Qualität

offert

J. H. FEFFER, Michaelstrasse № 78, Wohnung
№ 9 (im Hofe).

Die Tagung der Delegierten-Versammlung vom 15.—18. 12. 19 (in Georgsiedl).

(8. Fortsetzung.)

Der Delegierte der Ortsgruppe Grünfeld, Richard Lang, protestiert leidenschaftlich gegen die Aufnahme eines neuen Postens in den Kostenhaushalt: zur Vergütung des obersten Schulleiters. Seine Gemeinde könne dann nicht mehr mithalten. Das Budget sei ohnehin groß, über dasselbe hinausgehen wollen, hieße die Leistungsfähigkeit, wenn auch nicht aller Delegierten des Verbandes, so doch der materiell weniger begünstigten, darunter insbesondere Grünfelds, überspannen. Ihm schließt sich der Delegierte Jak. Rautter (Altejewka) an, indem er auch namens seiner Gemeinde erklärt, daß sie die über den Rahmen des Kostenhaushalts hinausgehenden Ausgaben nicht anerkennen kann. — Der Delegierte der Gruppe „Lehrerschaft“ Th. Schumann (Selenendorf) ergreift das Wort, um in eindringlicher Weise der Versammlung nochmals ans Herz zu legen, wie dringend notwendig die oberste Schulleitung für das deutsche Schulnetz sei, und daß kein Opfer zu groß erscheinen sollte, diese mitbin wichtige Sache des Verbandes zu unterstützen. — Der Del. R. Lang protestiert noch leidenschaftlicher gegen die Einstellung eines Postens für die Vergütung der obersten Schulleitung in das Budget. — Th. Schummel (Mitglied des J.-B.) äußert seine Verwunderung darüber, daß man überhaupt noch Zweifel gegenüber der für ausgemacht geltenden Notwendigkeit der Schaffung einer obersten Schulleitung, die nützlich für ihre Arbeit im Interesse des Verbandes von diesem unterstützt werden müsse, bezagen könne, und hält die weitere Erörterung über sie für überflüssig. Was ihm nur nicht klar sei, das wäre: wie das eine Schulhaupt in beiden Staaten gleichzeitig werden sollte? Ein und derselbe Beamte könnte doch unmöglich in beiden angestellt sein, das könnte ohne zwischenschaltende Verbindung kaum geschehen; ehe es zu einer solchen käme, würden also die deutschen Schulen der obersten Leitung entraten müssen u. s. w. — Der Del. C. Bernheim tritt für den patriotischen Charakter der obersten Schulleitung ein, wodurch alle Zwischenfragen betreffs der staatlichen Beziehungen dieser zu den Regierungen in Fortfall kämen. Nicht auf die äußere Form, sei gegebenenfalls Gewicht zu legen, sondern einzig und allein auf das Wesen der Sache. Diesem aber geschähe durch die tatsächliche Ausübung der obersten Schulleitung in privater Weise durchaus nicht weniger Genüge als durch die in offizieller Weise vorgenommene Schulinspektion. Eine oberste Schulleitung, so wie sie ihm vorschwebt, ist natürlich unter allen Umständen erwünscht, ja — notwendig, und könnte in dieser Hinsicht den Gemeinden, trotz allem festigen Widerstreben, aus gemeinnütigen Gründen nicht nachgegeben werden. — Der Del. des „Lehrerverbandes“ J. Walter weist darauf hin, daß der oberste Schulleiter, der übrigens nicht von der Lehrerschaft aufgestellt werden sei, sondern von dem J.-B., von

lehterem als Mitglied desselben gedacht sei und daß damit zugleich die private Natur seiner zukünftigen Tätigkeit vorherbestimmt sei. Die Verantwortlichkeit für seine Tätigkeit würde den J.-B. im ganzen Verlaufe und für diesen die Del.-Versammlung treffen; wie sich dabei die äußere Form der Verantwortung vor den betreffenden Regierungen gestalten würde, das wäre eine Angelegenheit des J.-B., deren Regelung man vorherhand ihm selbst überlassen sollte. — Der Vorsitzende äußert die Ansicht, daß die Obliegenheiten des obersten Schulleiters noch nicht genügend geklärt seien und daß daher erst diese endgültig festgestellt werden sollten, ehe die Versammlung darüber schlüssig würde, wie die Beziehungen des obersten Schulleiters zur Außenwelt zu gestalten wären. — Der Delegierte von Selenendorf Dr. Hurr formuliert, als Sachmann, daß die Versammlung bereits übermüdet sei, und proponiert Schluß der Sitzung. Trotzdem werden noch die detaillierten Erörterungen C. Bernheims über den ideellen und praktischen Nutzen der obersten Schulleitung und die des Redakteurs K. Fufass über die Unausführbarkeit der Wahl eines „Schulinspektors“ für die deutschen Schulen, gemäß einer diesbezüglichen Aufforderung der georgischen Regierung, entgegengenommen, und wird die Sitzung erst um 10 Uhr abgebrochen geschlossen.

(Fortsetzung folgt.)

Zur politischen Lage.

Die „Worja“ (halbwöchentliches Organ der georg. Regierung) beleuchtet in ihrem Leitartikel vom 7. d. Mts. die Beziehungen des „roten“ Aserbeidjan zu Georgien wie folgt: „Schon einige Stunden nach dem Ausbruch des 28. April befandete die neue Regierung ein ausgesprochen feindseliges Verhalten zu unserer Republik. So wurde vor allem jede Verbindung mit uns, nicht ausgenommen die telegraphische, abgebrochen; unseren offiziellen Vertretern in Baku wurde verweigert, sich mit Tiflis auf irgendeine Weise zu verständigen, und bis heute noch wissen wir nicht, ob sie sich auf freiem Fuße befinden oder in Haft; unsere Baggons und Lokomotiven, die im Moment des Umsturzes auf aserbeidjanischem Gebiet im Verkehr waren, wurden zurückgehalten; die Versorgung Georgiens mit Naphthaprodukten hörte auf, sogar die bereits nach Georgien abgefertigten Naphthatransporte wurden nicht mehr durchgelassen. 2—3 Tage später rückten aserbeidjanische Truppen bis zu den Grenzen Georgiens vor und eröffneten gegen unsere Grenzwaache Feindseligkeiten. Und jetzt befinden wir uns faktisch im Krieg mit den neuen Herren von Aserbeidjan, mit den Turko-Bolschewisten, die sich „Kommunisten“ zu nennen lieben, im Grunde genommen aber Vertreter des kriegerischen Nationalismus türkischer Paschas sind. Was nicht einmal die russische Selbstherrlichkeit fertig gebringt hat, nämlich unsere östlichen Nachbarn, mit denen wir jahrzehntelang in Frieden und Freundschaft gelebt haben, gegen uns aufzubringen, das hat die russische Kommissariatsregierung, die auch sonst den Ueberlieferungen des zarischen Rußland gemäß handelt, im Sande drehten zuwege gebracht, indem sie mit den türkischen Paschas gemeinsame Sache gemacht und die allerärmlichsten nationalitätlichen und religiösen Instinkte der finsternen Masse in Aserbeidjan dazu verleitet hat, den Schlag gegen Georgien mit bewaffneter Macht auszuführen. Aber eines

weiss was georgische Volk nun ganz genau: an den östlichen Grenzen des Landes hocken zwei Gewalten aufeinander: eine, die in ihrer politischen, sozialen und kulturellen Entwicklung zurückgeblieben ist, also eine reaktionäre Gewalt, die noch nicht aus den Verhältnissen des Mittelalters herausgelommen ist, und eine, die eine jahrhundertalte Kulturmacht darstellt, welche die Reiten der politischen und sozialen Knechtschaft zerissen hat und sich auf den neuesten Demokratismus stützt. Unsere Republik hat sich momentan an die Organisation der Abwehr gemacht, und die feindseligen Schläge werden aus nicht unvorbereitet treffen. Wir unterstützen trotzdem die drohende Gefahr nicht, denn wir wissen ja, daß außer der Ostfront, wo Kämpfe schon stattgefunden, noch eine ganze Reihe von Fronten existiert, wo wir Verwundungen zu erwarten haben. — Der ansehend ängstlich bedrängten Lage Georgiens ist aber die Geschlossenheit der Bevölkerung des Landes entgegenzuhelfen, die mit Hintansetzung aller Parteierkennnis den festen Willen hat, nach außen wie ein Mann aufzutreten und den Feinde den größtmöglichen Widerstand zu leisten, wie auch gegen die feindseligen Elemente im Innern nach Kräften anzukämpfen. Diese Einmütigkeit kann selbstverständlich nicht ohne Einfluß auf die Entschiedenheiten der russischen Sowjetregierung bleiben, zumal sie absolut kein Interesse daran hat, dort einen Streit vom Zaune zu brechen, wo ihr die Friedenshand geboten wird, es sei denn, daß sie die Wägenhülle, unter allen Umständen die Wiedervereinigung Rußlands, ohne Rücksicht auf die Entwicklung, welche fast sämtliche ehemaligen russischen Randländer seit der Revolution in Rußland genommen haben, ausgenommen zu erzwängen. Was aber in dieser Hinsicht Georgien anlangt, so ist aus einem am 7. d. Mts. veröffentlichten Notenschreiben zwischen der Republik und dem Räte-Rußland deutlich zu ersehen, daß Letzteres wohl bereit ist, mit einer über einen eventuellen Friedensschluß zu verhandeln, leitend es sich nach den drei letzten Notizen des georgischen Ministers für auswärtige Angelegenheiten Gegetschori vom 14., 21. und 29. April d. J. davon überzeugt haben muß, daß diesbezüglich nicht die geringste Veranlassung dazu geboten worden ist, ein feindseliges Verhalten Rußland gegenüber voranzuzusehen, und daß alle gegenständlichen Besachtmomente, namentlich hinsichtlich der Beziehungen zur unabweisbar allerdings von der Bildfläche verschwundenen „Freiwilligen Armee“ und zu deren vormaligem Führer, General Denikin, auf großen Mißverständnissen und geistlicher Entstellung gewisser Tatsachen von dritter Seite, beruhten. Und ausgehend von dieser Erwägung, dürfen wir es ganz entschieden als ein überaus ähnelndes Symptom betrachten, daß bis am 3. d. Mts. beim georgischen Ministerium des Auswärtigen eingegangene Antwort der Moskauer Regierung, die in der Uebersetzung einer Kopie des Armeebefehls von selbst Datum an die Dzerzinskung (Sowjetische) im Kaukasus besetzt und in Ergänzung der vorausgegangenen Antwortnotiz Tschitscherins vom 21. 4. erfolgt ist, ebenso wie letztere in einem durchaus feindseligen Tone gehalten ist. Der betreffende Armeebefehl lautet (im Auszuge) so: „Moskau, den 3. Mai. Dem Volks-Kommissar für auswärtige Angelegenheiten Tschitscherin ist eine Note der georgischen Regierung zugegangen, in welcher diese Protest dagegen erhebt, daß unsere Truppen in das Gebiet von Georgien, und zwar in den Kreis Gori, über den Vorstoß eingebrungen sind und daß, fernab, die georgische Mission in Baku von den russischen Militärbehörden

den in Haft genommen worden ist. Ich befehle: Erstens, daß den an der Front befindlichen Truppen nochmals die Forderung beauftragt werden, nitigends die georgischen Grenzen zu überschreiten, wenn solche aber schon vorgekommen sein sollte, unsere Truppenteile zurückbeordert werden; zweitens — daß die Angelegenheit betrefis Verhütung der georgischen Mission in Batu untersucht und, wenn sie tatsächlich erfolgt ist, unverzüglich ihre Befreiung angeordnet wird; drittens — daß bis zur Feststellung der Grenzen Georgiens durch den Friedensvertrag als nördliche Grenze desselben nachstehend bezeichnete Linie zu gelten hat: Vom Schwarzen Meere bis zum Flusse Megador, weiter von den Anfängen des Megador in gerader nördlicher Richtung bis zum Ramm des Kauf. Hochgebirges, weiter längs dem Ramm mit Einschluß der Kassari-Schlucht längs der Wasserscheide des Kaufajus bis zur Paralschlucht, in welcher die bezeichnete Linie an einem bestimmten Punkte, welcher 2 Werst vor der Alexanderbrücke liegt, den Fluß Zerel durchschneidet. Die Erfüllung dieses Befehls bitte anßer telegraphisch mitzuteilen. N. 24931/Dv. Unterschriften von dem Oberkommissar Kamenen, dem Mitglied des R. W. S. A. (?) Kirelik und dem Chef des Stabes des revolutionären Krieges der Lebedev. — Die Bereitwilligkeit der russischen Sowjetregierung mag ihre Erklärung zum Teil auch darin finden, daß die Polen an der bolschewistischen Westfront einen erfolgreichen Gesamtangriff unternommen und dabei schon über Kiew in nördlicher Richtung vorgebrungen sind, wobei in R. rund 25 000 Gefangene (Bolschewisten) der Polen in die Hände gefallen sein sollen. Bezeichnend für die Verstärkung in Moskau ist folgende Loksch. Meldung: „In Moskau hat sich ein „Besonderes Komitee“ gebildet „zur Bekämpfung der Streikkräfte und der Kampfmittel wider die Polen“, unter dem Voris von General Brumiloff. Zu Mitgliedern dieses Komitees sind ferner zahlreiche Generale des alten Regimes ernannt worden.“ Damit wären denn auch die Friedensverhandlungen mit Polen vorberhand als abgebrochen zu erachten. — Hierzu kommt noch, daß der „eiserne“ Gen. v. Brangell, der Nachfolger Denikins im Oberbefehl über die eckige „Freiw. Armee“, von ihm in „Volks-Armee“ („Народн. Армия“) umbenannt, einen, wie es scheint, gleichfalls erfolgreichen Vormarsch von der Reim Halbinsel zu Lande und zu Wasser begonnen hat, der den Bolschewiken um so unangenehmer gekommen sein mag, als der Aufstand in der ukrainischen Ukraine nicht nur nicht hat unterdrückt werden können, sondern, im Gegenteil, immer mehr anschwilt, geschieht offenbar durch die Polen von Weiten her und durch Gen. v. Brangell im Süden. — Dagegen ist für Georgien als unglücklich der Unstand zu bezeichnen, daß die Kuban-Kosaken, im Ravn von Sot-

schl auf äußerste eingeengt, sich gezwungen gesehen haben, vor den Bolschewiken zu kapitulieren und ihnen die Waffen auszuliefern.“ Eine Verhandlung mit Gen. v. Brangell, der persönlich zu diesem Zweck nach Sotfchi gekommen war, haben die Kuban-Kosaken vorher abgelehnt. — Im großen ganzen ist ab- doch zu hoffen, daß Georgien auch diesmal von dem drohenden Unwetter, das von allen Seiten aufzieht, verschont bleiben wird. — In der feierlichen Erklärung (Deklaration) der Verbandsmächte, mit welcher die Arbeiten der Konferenz von San-Remo ihren Abschluß gefunden haben, werden alle Anträge der deutschen Regierung auf Ab bzw. Zurückdeutung gewisser Bestimmungen des Friedensvertrages, deren Ausführung schier unüberwindliche Schwierigkeiten entgegenstehen, glatt abgelehnt. Die Deklaration endigt mit den Worten: „Deutschland muß begreifen, daß das Wort, welches die Entente umschließt, in der Frage über die Erfüllung des Friedensvertrages seitens Deutschlands ebenso fest ist, wie zur Zeit des Krieges, und daß das einzige Mittel, durch welches Deutschland dazu käme, seinen Platz unter den Mächten wieder einzunehmen, die lokale Erfüllung aller Verpflichtungen, die aus dem Friedensvertrag folgen, ist.“ Nichtsdestoweniger soll in nächster Zeit, eine Zusammenkunft von Vertretern der Entente und Deutschland in Spa (in der belgischen Provinz Südtich, bekannter Badeort, 18 km von Berviers, wo auch die Wäffenstillstandskommission tagte) stattfinden, auf welcher unter Hinzuziehung von Sachverständigen die näheren Umstände der Erfüllung des Friedensvertrages, soweit es sich hierbei um rein wirtschaftliche Fragen handelt, geprüft werden würden, um den Einreden deutscherseits entweder die Spitze abzubrechen oder, falls sie sich als stichhaltig erweisen, nachzugeben. Eine diesbezügliche amtliche Mitteilung ist der deutschen Regierung bereits zugegangen, und wird auf der Zusammenkunft (in Spa) die letztere durch den Reichskanzler Müller und die Bevormeser der einschlägigen Ressorts, nebst einem ganzen Stabe von Sachgelehrten und anderen mit den wirtschaftlichen Verhältnissen Deutschlands vertrauten Personen, vertreten sein. Es kann wohl kaum einem Zweifel unterliegen, daß damit die Revision des Versailleser Vertrages im Prinzip zugestanden worden ist. Und fragt man nach der äußeren oder inneren Veranlassung zu dieser ausfallenden Nachgiebigkeit der Ententemächte, d. h. eigentlich bloß Englands, Frankreichs und Italiens, da Amerika und Japan an der Konferenz in San-Remo nicht teilgenommen haben, so wird man trotz des eifrigen Nachforschens, keine andere Ursache finden, als die notwendige Erkenntnis, daß—dem drohenden allgemeinen wirtschaftlichen Verfall in Europa nur dadurch vorbeugt werden konnte, daß man der deutschen wirtschaftlichen Leistungsfähigkeit wieder freien Spielraum gewährte.

Der Friedensvertrag als Lebrgegenstand.

Eines der wichtigsten Probleme der letzten Sitzungen des bayerischen Landtages war ein Antrag, den Friedensvertrag zum Lebrgegenstand in den Schulen zu machen und jedem Schüler beim Austritt aus der Schule, zugleich mit der Reichsverfassung ein Exemplar des Friedensvertrages auszuhandigen. Auf diesem Wege soll das „Schanddokument“, führte der Antragsteller aus, zur Kenntnis des Volkes gebracht werden. Der Friedensvertrag ist ein Stück staatsbürgerlicher Erziehung. Wenn das Volk erst einmal klar erkennt, wie schändlich es betrogen worden, als es sich diesen Verhandlungsfrieden aufschwangen ließ, wird der nationale Gedanke im deutschen Volke gefördert werden; und vom Erwachen des nationalen Gedankens versprechen sich wohl die meisten mehr als von Träumen und Wünschen.“ Wie leicht aus dieser nationalen Propaganda eine nationalstische werden könnte, geht aus den Worten des Antragstellers deutlich hervor. Diese Gefahr erkannten denn auch nicht nur die linksstehenden Parlamentarier, sondern auch die von der Bayerischen Volkspartei. Der Abgeordnete Feld warnte entschieden davor, im gegenwärtigen Augenblick nach allen Richtungen eine gepanzerte Faust zu zeigen, wo man sie doch nicht gebrauchen könne. Die Unentschiedenheit gründete sich schließlich an solche leere Drohungen, und diese vertieren dann ihre Wirkung. „Es wäre aber auch ein schwerer Fehler, nach der nationalstischen Seite hin zu sehen.“ Fast alle Redner wiesen darauf hin, daß die Ausführung des Antrages leicht zu einer Erziehung zum Haß führen könnte. „Wir müssen uns davor hüten“, sagt der Staatssekretär Fänger, „daß zum Haß erzogen wird. Vor einer solchen menschlichen Torheit, vor einem solchen Haß müssen wir die Jugend bewahren. Wir müssen sie erziehen zu einem gebundenen nationalen Stolz!“ Die Abstimmung ergab schließlich eine Ablehnung des Antrages in seiner ursprünglichen Form; und man einigte sich, den Friedensvertrag innerhalb des Geschichtsunterrichts zu behandeln und den Schülern nur einen gebirgten Auszug zu geben, der von einem Schulmann verfaßt werden soll. („Neue Bätcher Zeitung“.)

Zur Abnahme der Bevölkerung in Frankreich.

In „Le Temps“ finden wir folgende Angaben über die Abnahme der Bevölkerung in Frankreich: „Am 1. Juli 1914 bis zum 30. Juni 1918 vringerte sich die Bevölkerung der nicht von den Deutschen besetzten Provinzen Frankreichs, mit einer Bevölkerung von 33 Millionen, um 973 000 Menschen, während in denselben vier Jahren der

Für Herz und Gemüt.

Wahrpredt.

Es ist noch alles Kriegesrecht, Faustrecht, Belagerungszustand, Kampf aller gegen alle, wie sonst vor zehntausend Jahren, als wir noch wilde Tiere waren!

Der Lebenslauf einer Glücklichen.

Erzählung von Karl Verlow.

(6. Fortsetzung.)

Der Medizinalrat war von seinen Krankenbesuchen heimgekehrt, er überließ glücklich die Tafel, auf der die ferneren Befehle eingetragen waren, und ging dann in den Garten, seine Tochter aufzusuchen. Selbst unter der Last der größten Anherung, hatte er sich die halbe Stunde bei Alberta nicht rauben lassen.

Sie war sein liebliches Kind gewesen, seit sie die dunkelblauen Augen zum Nichte aufgeschlagen, und er wußte es laun, warum er ihr einen Vorzug vor den älteren Schwestern gab. Er hatte sie ja alle lieb, aber es ging wie ein Sonnenstrahl über sein ernstes Antlitz, wenn er an die Woge dieses seines jüngsten Kindes trat, und er schob die anderen Töchter augenblicklich zurück, sobald Alberta voll dem Arme der Mutter hangend zu ihm verlangte.

Das Kind, keine Maglein schien es indessen bald jedem anmuten, der in das Haus Doktor Weibrechts kam,

man meinte, nie ein höheres Kind gesehen zu haben, und begriff den freudigen Stolz der Eltern, mit welchem sie ihr Kleinod zeigten.

Und dann kam ein trüber, trüber Tag, da man den Vater aus dem Hospitale heimrief, wo er jedoch eine schwierige Operation vollzog, und die Dauerbeschäft sein Ohr traf, Alberta sei ein Unglück zugefallen, er möge eiligst nach Hause kommen.

Er hatte die Kraft gehabt, an dem Mafe seiner Macht zu bleiben, bis die Operation vorüber war, und dann war er nach Hause geföhrt, atemlos, anglozerrheit, dann hatte er an dem Bettchen des geliebten Kindes gestanden, wie erscharrt vor Entsetzen und im nächsten Augenblick in heftiger Hast die Untersuchung des kleinen, schmerzquälenden Körpers beginnend.

Es war ihm gelungen, das ganze Leben zu erhalten, doch seine Kunst scheiterte an dem Streben, die teils verrenkten, teils gebrochnen Glieder je wieder gebrauchsfähig zu machen. Die berühmtesten seiner Kollegen wurden an ihr Leidenslager gerufen, auch sie vermochten dem Ziehlings nicht zu helfen, Alberta war verurteilt, ein verkrüppeltes, behandigt kränkliches Geschöpf zu bleiben.

Sie wuchs den Eltern unger als zuvor an das Herz, durch den Anblick ihres Leidens und durch die unaufhörliche Angst, sie frühzeitig zu verlieren. Die Freunde der Familie hielten dies letztere ein Glück für alle Beteiligten genannt. Sie begriffen nicht, wie Weltrechts vor dem Gedanken ättern konnten, das heilagenswerte Wesen erld zu wissen.

„Seht Gegenstand“ nannte der Doktor zuweilen das gelähmte Mädchen, und die Leute schüttelten die

Köpfe darüber. Sie wußten es freilich nicht, wofis eine Segensfülle in dem Vorbilde lautlos getragenen Kreuzes liegen konnte, nicht, daß das Beispiel stillen Duldertums eine heiligende Kraft auszuüben vermag.

Es war, als ob in des Doktors Hause die kleinen Nadelstiche und Sorgen des Lebens nicht mehr zur Geltung gelangten im Hinblick auf die eine große Sorge um das kranke Kind, als ob das Band der Liebe, welches die Familie einte, fester geislungen wütre, seit man in Alberta den Mittelpunkt der allgemeinen Bärtlichkeit sah. Ihre Schmerzen zu lindern, ihr Dasein zu erleichtern, ihr Freude zu bereiten, wurde auch von den Schwestern als erste Pflicht betrachtet, und sie gewöhnten sich daran, der jüngerer bei jedem Anlasse untergeordnet zu werden.

„Wie könnt Ihr Euch einer Kleinigkeit wegen streiten“, hörte man die Mutter sagen, „Euer Schwesternen gibt immer nach und ist mir kraurig, wenn sie denkt, eine von Euch zürne ihr.“

„Ihr seid unzufrieden.“ hieß es ein andermal, wenn Ihr ein Vergnügen nicht haben könnt, auf das das Ihr gerechnet. Seht Alberta an, die wird es nie erfahren, was Vergnügen ist, und wie bemerkt man, daß sie deshalb verdrüßlich wäre.“

Kind in solchen und ähnlichen Fällen erkannten die Schwestern besandt ihr Unrecht an.

Die Wollen jedes Minutums schienen sich zu teilen, wo das goldblöge Köpchen, die großen, gütigen Augen Albertas auftauchten, ihr sanftes Wort vermochte so innerlich zu schlichten, ihr lebenswüdriger Humor sofort die Stimmung zu verbessern. Hatte eine der Dienerinnen ein Versehen begangen, das bei dem strengen Haus-

preussische Staat mit einer Bevölkerung von 42 Millionen nur 318 000 Einwohner verlor. Diese Abnahme in beiden Staaten betrifft nur die Zivilbevölkerung, und sind die Opfer des Krieges nicht unbegriffen. — Zu diesen Angaben bemerkt die französische Zeitung: „Der ungeheure Unterschied zwischen Frankreich und Preußen ist allein der im Vergleich mit uns weit größeren Geburtenzahl in Deutschland zuzuschreiben, die, obgleich sie während des Krieges im gleichen Verhältnis wie bei uns abnahm, dennoch viel größer als die unsere geblieben ist. Hier ist noch zu bemerken, daß die Bevölkerung Deutschlands schon wieder sich zu vermehren angefangen hat, während die untere immer noch abnimmt.“

Wir sind der Stamm!

Von Meister Jakob Schaub (Basel).

Liebe Leser, in meinem heutigen Schreiben will ich euch aufmerksam machen, für Gegenwart und Zukunft, auf die große Bedeutung und die Wahrheit verschiedener Sprichwörter, Fabeln und Ausprüche berühmter Männer und Schriftsteller. Zu solchen Bedeutungs- und Wahrheitsausdrücken gehören auch die von Schiller, wie z. B. folgender Ausdruck: „Wir sind das Zentrum, wir sind der Stamm, die andern sind die Äste, und wenn der Stamm keinen Saft giebt, so verdorren die Äste.“ Was heisst uns heute dieser Ausdruck? Die edelste und reinste Wahrheit, deren wir alle lebendige Zeugen sind im Laufe der drei Jahre seit dem Waffenstillstand. Während des Krieges war diese Wahrheit nicht recht zu erkennen in dem Welt-durcheinander, aber heute nach dem Kriege haben wir die gemischte Möglichkeit, uns zu überzeugen von der Bedeutung und Wahrheit dieses Schillerschen Auspruchs. Heute, nach dem Kriege, nach der Verpörrung und Blockade der Grenzen Deutschlands, sind die Äste so stark verdorrt, daß die andern Völker vor Hunger, Not, Teuerung und Krankheiten infolge Medikamenten-Mangels um Hilfe schreien zu Deutschland, d. h. zum Stamme, der den rechten, erquickenden Saft entlaßt, gleich wie die Aehren im heißen Sommer lechzen nach dem Regen. Nun entleht die Frage, warum sehen sich die hungrieren, notleidenden und kranken Völker nach Deutschland und nicht nach England oder Frankreich, die doch während des Krieges versprochen hatten, ein Himmelreich auf Erden zu gründen für die — Faulheit? Die Ursache ist folgende: England und Frankreich haben im Laufe der drei Jahre nach dem Kriege behauptet, daß sie außer Zeitungsalagen nichts besitzen und daher den betrogenen Völkern, die für sie kämpften, nichts geben können. Zur Zeit des Krieges wurde die schon damals wachsende Teuerung dem Kriege zur Last gelegt, und den

Feinden Deutschlands gelang es, durch die Zeitungen mit dreizehnhundertjährigen Eigenartigkeit fast alle Völker der Erde (obwohl wider die völkerrechtliche Bestimmung, nach welcher im Falle eines Krieges unter Europäern keine farbigen Völker herangezogen werden sollten, um der von seiten dieser jenen drohenden Gefahr vorzubeugen) unaufhaltbar in den Kampf gegen Deutschland zu ziehen mit dem Versprechen, nach Besiegen Deutschlands (zum „Barbarenstaat“ gegenüber Gewalt, Revanche, Faustzeit und Bündnisverrätern gestempelt.) auf der ganzen Welt, insbesondere aber in Europa und Asien, ein Bonnerreich der Faulheit und Gewalt zu gründen, wo es weder Arme noch Hungerige geben würde und niemand mehr zu arbeiten brauchte! Nun ist der Krieg zu Ende, und alles ist nach Wunsch der Gründer des Bonnerreiches auf Erden gegangen, aber an Stelle des Bonnerreiches haben sie ein Hunger- und Todesreich gegründet für die gewesenen Kämpfer, damit diese die englische und französische Gewalt nicht hindern beim — Ausbeuten. Die Feinde Deutschlands, sind bestrebt, die deutsche Kultur durch Gewalt und die deutsche Industrie durch Zeitungsalagen zu erlösen bei den hungrieren und notleidenden Völkern, die für sie gekämpft haben, aber Lügen bleiben Lügen und sagen die deutsche Ware nicht erlösen! — Die Feinde Deutschlands bemerken es nur, daß die von ihnen gegen Deutschland angewandte Gewalt, mit Sperren und Blockaden und dreizehnhundertjährigen Zeitungsalagen an Stelle deutscher Ware, die himmelschreiende Not und Teuerung, immer mehr verschärft und daß sie dadurch den Fluch und die Noth der betrogenen und belogenen Völker heraufbeschwören und sich zum Stadtklein machen, den Schillerschen Ausdruck aber umsonst von aller Welt bestatigen. — Um nun der nahenden Noth der betrogenen Völker zu entgehen, werden Hilfsmittel gesucht, wobei folgender Wunsch von englischer Seite verlaublich wird: Ungefähr vor drei Wochen schrieben russische Zeitungen nach englischen Quellen, daß England dafür bländere, es möge Deutschland finanziell geholfen werden, damit die deutsche Industrie wieder in vollen Gang käme, Waren anfertigte und sie auf den Auslandsmarkt brächte, damit durch die Konkurrenz der deutschen Waren die unerhört hohen Preise herabgedrückt würden, und die notleidenden Völker auf neue die Möglichkeit hätten, das Nötige zu kaufen. Damit hofft man offenbar, der nahenden Noth der Völker zu entgehen und ihre Zustimmung wieder zu gewinnen für die Zukunft und den nötigen Fall. Obige Zeitungsmeldung beweist für jedermann verständlich, daß, wer Lügen und Gewalt hat, Noth ernten wird. Aber Schillers Ausdruck, auf Wahrheit gegründet, wie alles, was er geschrieben und gesagt hat, wird Freude ernten. — Dieselben Zeitungen, berichten nach französischen Blättern folgendes: Frankreich

hege keinen Haß mehr gegen Deutschland, sondern suche nach Möglichkeit, in gutnachbarliche Beziehungen zu ihm zu treten. Hier bleibt aber je gewißlich wahr, was das alte deutsche Sprichwort sagt: „Wer einmal lügt, dem glaubt man nicht, und wenn er gleich die Wahrheit spricht.“ — Obenerwähnte Zeitungsbereiche beweisen zugleich ein übriges Mal die Wahrheit des Schillerschen Auspruchs: Wir sind der Stamm (die deutsche Kultur und Technik), und die andern sind die Äste, beim Siege der Gewalt und Faulheit aber über den Fleiß müssen die dürreren Äste zum Stamm kommen, um den erquickenden Saft der deutschen Kultur und Industrie wieder genießen zu können. — Betrost, ihr Deutschen, bleibt am Steuer, Das auch wie Sturmwind euch umfliegt, Das Vaterland so lieb und teuer, Es ist mit seiner Zukunft euer, Die Bildung ist's, die endlich siegt! — Heute, nach dreijähriger Abwesenheit Deutschlands vom Weltmarkt, können wir erst urteilen über die Stellung und Bedeutung, welche Deutschland in Europa und Asien hat, und nicht nur die gebildete Intelligenz, sondern auch der analphabetische Schafhirt im Kaukasus weiß heute, daß Deutschland das Kanaan bildet, von wo aus Milch und Honig fließt für die ganze Menschheit. Heute müssen alle Völker Europas und Asiens anerkennen, daß die deutsche Kultur, Technik und Industrie es bereits so weit gebracht hatten, daß vor dem Kriege ganz Europa geradezu ein Himmelreich auf Erden, das von Gott versprochene Kanaan war, wo weder Armut noch Krankheiten herrschten, sondern eitel Milch- und Honig flossen und sie Brot und Wein die Fülle hatten.

Zum Schluß hoffe ich, daß ein jeder in Zukunft beim Lesen mehr auf den Inhalt der Sprichwörter, Fabeln u. Ausprüche achten wird, die ja auch zu seinem Nutzen gesprochen und geschrieben worden sind, um daraus zu lernen, wie Kanaan auf Erden zu finden ist, wo Milch und Honig fließt für den Dürstenden.

Ja, die Schriften Schillers sind uns Bärge genug dafür, daß Deutschland bald wieder aufleben wird von seiner Krankheit, die ihm die Gewalt und Faulheit verursacht haben, und einnehmen wird unter den Völkern Europas und Asiens seine Stelle als der große Welt- und Völkerarzt mit dem Stamme voll Saftes der deutschen Kultur.

„Ich hab' nicht Zeit, jeht müde zu sein!“ Fürwahr, ein solches Wort! Schiller, sprichst in Todesstimm! O, deutsches Volk, dies Wort ist dein, Vererb es fort und fort!

Laß das Träumen, laß das Jagen, Unermüdet wandre fort! Will die Kraft dir fast verjagen, Vormwärts! ist das rechte Wort.

O Schiller, Dichter wie keiner war, Dein Bild leb'

gern einer Rüge sicher sein konnte, so war es Alberta, an die man sich wandte, ein gutes Wort hinzulegen, und wollten die Schwelmer ein Altes etwas bei der Mutter erhitzen, so war es die gleiche Fürsprecherin, zu der man kam.

Sie konnte keine Bitte abzuschlagen, sie liebte frohe und zufriedene Gesichter um sich her, so wie sie selbst stets froh und zufrieden war.

Der Medizinalrat hatte einige Minuten mit seiner Tochter geplaudert, als Albertas Hand sich plötzlich auf sie seine legte.

„Väterchen,“ sagte die Kranke leise, „warum kieselst Du denn Agnes so traurig fortgehen?“

Der Medizinalrat blinzelte unangenehm betroffen auf. „Bar sie bei Dir?“ fragte er. „Und hat sie Dich vielleicht bestürmt, bei mir zu bitten?“

„Nicht das,“ antwortete Alberta, „sie wollte mir nicht einmal sagen, um was es sich handelte. Selga verziet es mir auf mein Drängen.“

Dann kam sie die auch gesagt haben, aus welchem Grunde ich mich nicht dazu verließen will, ihrem leichtsinnigen Manne mit einem Kapitale von der verlangten Höhe auszuwehlfen.“

„Aber sind wir denn nicht reich genug, um es zu können?“

„Erstlich das nicht, und dann will ich auch Euch andern nicht um der älteren Schwester willen verfürzen. Agnes hat ihre Mitgift bereits erhalten. Solt Ihr leer ausgehen, weil sie und ihr Mann nicht zu wirtschaflichen verstehen?“

„Ich würde gern auf alles verzichten, wenn ich da

mit Agnes und die Ihren vor einem Unglücke retten konnte.“ sprach Alberta schüchtern. „Selga meinte, sie stünden vor dem Ruin, wenn ihnen nicht eine größere Summe vorgestreckt würde.“

„Rein Liebding, das fragt sich noch,“ erwiderte der Vater ernst. „Sunächt muß es mir erst bewiesen werden, daß Harber wirklich mit jener Summe geholfen wird. Und wäre das der Fall, würde ich Deinen Bericht auf Dein vereinigtes Erbe niemals annehmen, denn von allen meinen Kindern hat keines ein größeres Anrecht auf ein sorgenfreies Leben, als Du, auf eine gesicherte Zukunft, wenn ich nicht mehr bin.“

„Und meinst Du wirklich, Väterchen, daß ich dann noch leben werde, wenn Du und die Mutter von mir gegangen?“ entgegnete Alberta gedanktendvoll. —

Es war das erste Mal, daß sie eine solche Frage ausgesprochen. Der Medizinalrat vermochte es nicht zu hindern, daß er leicht zusammenzuckte; beforgigt beugte er sich über sie.

„Hast Du Dich kälter, mein geliebtes Kind?“ forschte er. „Wie kommt Dir der Gedanke, daß Du uns verlassen willst?“

„O, ich will ja nicht,“ sagte Alberta bewegt, „ich bleibe gern bei Euch und all den anderen, die ich lieb habe. Aber manchmal kommt es mir in den Sinn, wenn ich nachts schlaflos liege und das Altem mir so schwer fällt, daß mein fränkchen Lebenskraft schneller zu Ende sein könnte, als ich meine, und so denke ich, Du brauchst für mich nicht gar so viel zu sorgen, wie für die anderen Schwelmer, die gesund sind und noch lange Jahre vor sich haben mögen.“

Der Vater strich ihr leise das Haar zurück.

„Und weißt Du nicht, daß es mein höchstes Streben auf Erden ist, Dein Leben zu erhalten, daß ich nicht müde werde, Mittel dafür zu entdecken, und alle meine Wissenschaft, meine langjährige Erfahrung darauf zu verwenden bereit bin?“ Weist Du nicht, wie notwendig Du uns allen bist, wie wir der Vorstellung nicht einmal Raum geben mögen, ohne Dich zu sein?“

„Nicht Du mich denn mehr, als die Schwester?“ fragte sie.

„Ja, das tue ich,“ antwortete der Medizinalrat.

„Aber ich liebe Euch alle gleich, Dich, die Mütter, Alfred, Selga und auch Agnes, und darauf macht es mich traurig, daß ich sie in Kummer und Sorge weiß, ohne ich helfen zu können.“

Der Vater versank in Nachdenken.

„Ich will Harbers Angelegenheit prüfen,“ sagte er endlich. „Mir tut es leid, daß Du von dieser Sache erfahren, aber ich wünsche nicht, daß Du Dich desorgen mit Selbstverwirren müdest.“

„O, lieber, lieber Vater,“ rief Alberta, die Aem nach ihm ansprechend.

Er küßte ihre schmale Wange.

„Was geschehen kann, soll geschehen, mein Kind. Wenn ich aber nicht in dem Maße dem Unseligen Neuen kann, wie er verlangt wird, so wirst Du, meine gute und verständige Tochter, soz Vertrauen zu mir haben, daß ich gelan, was in meinen Kräfte stand.“

„Gewiß, mein einzig guter Vater, habe tausend Dank!“ (Fortsetzung folgt.)

in uns fort; Dein Geist sei mit uns in Gefahr, Dein Wort uns Wapfpruch immerdar!

Liebe Leser, vererbt auch ihr es fort und fort!

Die sozialdemokratische Partei Deutschlands.

(3. Fortsetzung.)

Parteiungskongresse hatten in der Zwischenzeit im Auslande stattgefunden, und zwar im August 1880 auf Schloß Widen (Schweiz), wo das Programm infolgedessen geändert wurde, als man übereinstimmend nicht mehr wie bisher „mit allen gesellschaftlichen Mitteln“ für die Ziele des Kommunismus einzutreten, sondern „mit allen Mitteln“, ferner in Kopenhagen (April 1883) und in St. Gallen (Okt. 1887).

Sofort nach dem Erlösche des Sozialkongresses wurde ein Kongreß der sozialdemokratischen Partei berufen, der vom 12. bis zum 18. Okt. 1890 in Halle tagte und den Parteivorstand beauftragte, dem nächsten Kongreß den Entwurf eines revidierten Programms vorzulegen. Schon auf dem Hallenser Kongreß hatte sich Lechtucht sehr scharf gegen die Lassalle'schen Ideen ausgesprochen; diese auszumerzen, war die Hauptaufgabe für das neue Programm. Die Lassalle'sche Forderung der Zerbrechung des ehernen Lohngesetzes und diejenige der „Errichtung von Produktivgenossenschaften“ wurde daher auf dem Erfurter Kongreß (14.-20. Okt. 1891) gestrichen und das neue Erfurter Programm ganz im marxistischen Sinne verfaßt. Der Wortlaut dieses Programms ist folgender:

„Die ökonomische Entwicklung der bürgerlichen Gesellschaft führt mit Naturnotwendigkeit zum Untergang des Kleinbetriebes, dessen Grundlage das Privateigentum des Arbeiters an seinen Produktionsmitteln bildet. Sie trennt den Arbeiter von seinen Produktionsmitteln und verwandelt ihn in einen hilflosen Proletariat, indes die Produktionsmittel das Monopol einer verhältnismäßig kleinen Zahl von Kapitalisten und Großgrundbesitzern werden. Hand in Hand mit dieser Monopolisierung der Produktionsmittel geht die Verdrängung der zersplitterten Kleinbetriebe durch kolossale, Großbetriebe; geht die Entwicklung des Werkzeugs zur Maschine, geht ein riesenhaftes Wachstum der Produktivität der menschlichen Arbeit. Aber alle Vorteile dieser Umwandlung werden von den Kapitalisten und Großgrundbesitzern monopolisiert. Nur das Proletariat und die verarmten Mittelschichten (Reinbürger, Bauern) bedeutet sie wachsende Unruhe der Unzufriedenheit ihrer Erniedrigung, des Elends, des Drucks, der Anrechnung, der Erniedrigung, der Ausbeutung. Immer größer wird die Zahl der Proletariat, immer massenhafter die Arme der überflüssigen Arbeiter, immer schärfer der Gegensatz zwischen Ausbeutern und Ausgebeuteten, immer erbitterter der Klassenkampf zwischen Bourgeoisie und Proletariat, der die moderne Gesellschaft in zwei feindliche Heerlager trennt und das gemeinsame Merkmal aller Industrielande ist. Der Abgrund zwischen Reichen und Armen wird noch erweitert durch die im Wesen der kapitalistischen Produktionsweise begründeten Krisen, die immer umfangreicher und verheerender werden, die allgemeine Unzufriedenheit zum Normalzustand der Gesellschaft erheben und den Beweis liefern, daß die Produktivität der heutigen Gesellschaft über den Kopf gewachsen ist, daß das Privateigentum an Produktionsmitteln unzureichend geworden ist, um die Produktion an Produktionsmitteln untereinander geworden ist mit deren zweckentsprechender Anwendung und voller Entwicklung. Das Privateigentum an Produktionsmitteln, welches ebendamals das Mittel war, dem Produzenten das Eigentum an seinem Produkt zu sichern, ist heute zum Mittel geworden, Bauern, Handwerker und Kleinhandl. zu verproletariieren und die Nichtarbeiter (Kapitalisten, Großgrundbesitzer) in den Besitz des Produkts der Arbeiter zu setzen. Nur die Verwandlung des kapitalistischen Privateigentums an Produktionsmitteln (Grund und Boden, Gruben und Bergwerke, Maschinen, Werkzeuge, Maschinen, Verkehrsmittel) in gesellschaftliches Eigentum und die Umwandlung der Warenproduktion in sozialistische, für und durch die Gesellschaft betriebene Produktion kann es bewirken, das Großbetriebe und die hietz noch vorhandene Erzeugungsart der gesellschaftlichen Arbeit die bisher ausgebeuteten Klassen aus einer Quelle des Elends und der Unterdrückung zu einer Quelle der höchsten Wohlfahrt und Allseitigkeit, humanistischer Veredlung zu machen. Diese gesellschaftliche Umwandlung bedeutet die Befreiung nicht bloß des Proletariats, sondern des gesamten Menschengeschlechts, das

unter den heutigen Zuständen leidet. Aber sie kann nur das Werk der Arbeiterklasse sein, weil alle anderen Klassen, trotz der Interessensverhältnisse unter sich, auf dem Boden des Privateigentums an Produktionsmitteln stehen und die Erhaltung der Grundlagen der heutigen Gesellschaft zum gemeinsamen Ziel haben. Der Kampf der Arbeiterklasse gegen die kapitalistische Ausbeutung ist notwendigerweise ein politischer Kampf. Die Arbeiterklasse kann ihre ökonomischen Ansprüche nicht führen und ihre ökonomische Organisation nicht entwickeln ohne politische Rechte. Sie kann den Übergang der Produktionsmittel in den Besitz der Gesamtheit nicht bewirken, ohne in den Besitz der politischen Macht gekommen zu sein. Diesen Kampf der Arbeiterklasse zu einem bewußten und einheitlichen zu gestalten und ihm sein naturnotwendiges Ziel zu weisen, das ist die Aufgabe der sozialdemokratischen Partei. Die Interessen der Arbeiterklasse sind in allen Ländern mit kapitalistischer Produktionsweise die gleichen. Mit der Ausdehnung des Weltverkehrs und der Produktion für den Weltmarkt wird die Lage der Arbeiter eines jeden Landes immer abhängiger von der Lage der Arbeiter in den anderen Ländern. Die Befreiung der Arbeiterklasse ist also ein Welt, an dem die Arbeiter aller Kulturländer gleichmäßig beteiligt sind. In dieser Erkenntnis fühlt und erklärt die sozialdemokratische Partei Deutschlands sich eins mit den Klassenbewußten Arbeitern aller übrigen Länder. Die sozialdemokratische Partei Deutschlands kämpft also nicht für neue Klassenprivilegien und Vorrechte, sondern für die Abschaffung der Klassenherrschaft und der Klassen selbst und für gleiche Rechte und gleiche Pflichten aller ohne Unterschied des Geschlechts und der Abstammung. Von diesen Anforderungen ausgehend, bekämpft sie in der heutigen Gesellschaft nicht bloß die Ausbeutung und Unterdrückung der Lohnarbeiter, sondern jede Art der Ausbeutung und Unterdrückung, richtete sie sich gegen eine Klasse, eine Partei, ein Geschlecht oder eine Rasse.“

(Fortsetzung folgt.)

Aus dem deutschen Leben.

Katbarinenfeld im April

Wenn man das Leben der Kolonisten genauer betrachtet, so kann man nicht umhin, festzustellen, daß ihm neben vielen Vorzügen auch empfindliche Schwächen anhaften. Erstes lasse ich unerörtert, da sie für sich selbst sprechen, zu den Letzteren aber erlaube ich mir folgendes zu bemerken: Ich halte es für eine allgemeine Pflicht, nach dem zu streben, was wir noch nicht erlangt haben, und uns nicht mit dem zu begnügen, was wir schon besitzen. Dazu gehört, daß wir vorerst unsere Mängel erörtern und uns angelegen sein lassen, sie zu beseitigen. Wenn der Arbeitgeber seinem Arbeiter bloß verspricht, ihn besser zu stellen, so ist dem Arbeiter dadurch nicht viel geholfen, das Uebel infolge dessen auch noch nicht aus der Welt geschafft. So steht es auch mit uns. Wenn wir wissen, was nicht recht ist, und es dennoch tun, so ist es ein Vergehen, für das wir und unsere Kinder unbedeutend werden verantwortlich gemacht werden — von unsren Nachbarn! Vielfach kann man es beobachten, wie taktlos oft der Kolonist sich der einheimischen Bevölkerung gegenüber benimmt, was uns und der ganzen deutschen Sache im all-gemeinen nur schaden kann. So war es z. B., als letzterzeit die reichsdeutschen Truppen nach Katbarinenfeld kamen. Da fanden sich so kurzliche Elemente unter den Kolonisten, die sich für jedes Vergehen der einheimischen Bevölkerung rächen wollten, ja, sich sogar Vergewaltigungen erlaubten, weil sie glaubten, die deutschen Truppen wären lediglich dazu da, den Kolonisten die Möglichkeit zu bieten, sich auf anderer Kosten bereizumachen. Und was war die Folge davon, als die deutschen Truppen abziehen mußten? Bei der orientalischen Bevölkerung, die nicht so leicht vergißt, was ihr einst zugefügt wurde, machte sich gleich der Gedanke bemerkbar, sich für das ihr zugefügte Leid an den Deutschen zu rächen. Mancher Kolonist konnte damals schon sehen, was er vor drei Tagen nicht geglaubt hatte, und mancher atmete schon in Erwartung der Dinge, die seiner warteten. Und mancher Kolonist mußte seinen begangenen Fehler teuer bezahlen, und das bisweilen völlig ungeschuldig. Wenn wir die Dinge aber genauer betrachten,

so müssen wir geteilen, daß es Pflicht gewesen wäre, Elemente, die sich ein Vergehen zu schulden kommen ließen, sofort zu bestrafen und nicht erst abzuwarten, bis sich der einheimischen Bevölkerung die Möglichkeit bieten würde, ihr Urteil selbst zu vollziehen. Jede ungerechte Handlung rächt sich in stärkerem Maße, als sie verübt wurde, und warum aggressiv vorgehen, wenn man seinen Rückhalt hat? Es geziemt sich, nur dort streng vorzugehen, wo man damit was Gutes bewirkt, und die Taten beweisen, daß es der natürliche Weg war, so vorzugehen, um seine Nachbarn von der Notwendigkeit der Sache zu überzeugen. Wir dürfen nicht einseitig handeln, wenn wir den an uns gestellten Anforderungen nachkommen wollen. Wir sind nur hier unter den Einheimischen nur Gäste, und das bloß eine Sandvork. Wenn wir da nicht eine Politik verfolgen, die uns die Möglichkeit bietet, mit ihnen in Frieden auszuweichen, so werden wir dem Druck unserer Umgebung nicht standhalten können. Es bleibt für uns nichts andres übrig, als unsere einheimischen Nachbarn ohne Unterschied zu Freunden zu gewinnen und ihnen dadurch die Veranlassung zu nehmen, sich an uns zu rächen. Dazu gehört ein anständiges Betragen im alltäglichen Leben, eine geistige Entwicklung, deren wir und unsere Kinder uns von Jugend an bewußt sein müssen, damit wir unter allen Umständen als unumgängliche Freunde betrachtet werden. Wir stehen in einer Zeit aller Möglichkeiten, in der die Ereignisse mit Riesengeschwindigkeit an uns vorbeiziehen. Und um von einer unerwartet auftauchenden Welle nicht mitgerissen zu werden, ist äußerste Vorsicht für uns dringende Notwendigkeit. G. A.

Marientfeld, d. 27. April.

Zu dem Schreiben des Herrn F. M. aus Marientfeld, welches in Nr. 31 der „Kant. Post“ veröffentlicht wurde, möchte ich folgendes bemerken: Ich stimme mit Herrn F. M. darin überein, daß die Vereinigung mit dem wirklichen Vorteil bringen kann, wenn Geduld, Einigkeit und Nächstenliebe im neuen Marientfeld gepflanzt werden. Aber damit diese edlen Kräfte recht gedeihen, sollte nicht das Unkraut der Ungeduld, des Neides und der Eitelkeit gestiftet werden, indem durch verkehrte Auslegung des Landgesetzes ein Teil der Bürger gegen den andern gereizt wird. Dieses Unkraut hat zwar nur Wurzeln geschäft, sondern Früchte gebracht. Die Klust zwischen Landlosen und Landbesitzern werden lester Zeit immer größer, so daß die Arbeit der Landkommission dadurch nicht nur erschwert, sondern sogar in Frage gestellt wurde. — Da mit dem Bedauern über Mißbrauch der Presse durch Schnurrei, wie es mir scheint, ein Seitenhieb nach meinem Artikel in Nr. 24 der „Kant. Post“ ausgeführt werden sollte, so bin ich gezwungen, zu bemerken, daß ich nicht nötig habe, zur Rettung meines guten Namens zu dergleichen zweifelhaften Mitteln zu greifen, wohl aber scheint es mir, als ob gerade Herr F. M. durch seine Schnurrei geizig habe, wie übel es um seinen guten Namen steht. — Die Schlusssätze: „Der Mensch liehet, was vor Augen ist, aber der Herr liehet das Herz an“, zeigen wohl, daß es schwer ist, den Wert eines Menschen nach seinem Neßherzen zu bestimmen und daß man dabei gar leicht ein falsches Urteil fällen kann. Aber doch erkennt man gar leicht den Wert eines Menschen an seinen Werken, und nicht immer gelingt es dem Volke, seine Wohlthaten unter Schatzkeldern zu verbergen. — Ich möchte hoffen, daß Herr F. M. nicht nur mit Worten, sondern auch mit Taten bewiesen werde, daß ihn nicht persönliche und selbstsüchtige Motive leiten, sondern daß ihm das Wohl seiner Nebenmenschen am Herzen liegt, und ich will dann der erste sein, der ihm Anerkennung zollt. D. SCHULTE, Lehrer.

Verantwortlich für die Redaktion der Kant. Post: Michael Bräpelt N. 54 beim Hauptpost.

Zu haben

Schwefel (italienischer), Süssgabeln, Tabak (pfundweise) und chemische Farben. — Zu erfragen Michael Bräpelt N. 54 beim Hauptpost.